

Ein halbes Jahr in Oberschwaben „herumgetrieben“

Wichtige Epoche in E. Mörikes Leben

Von Dr. Ewald Gruber

Das Bild des Pfarrvikars Eduard Mörike in Pflummern hat sich eingepreßt als Probeabzug oder Vorentwurf zur Idylle von Cleversulzbach. Weniger bekannt ist, daß sich der junge Dichter vor dieser nur dreimonatigen Amtstätigkeit fast ein halbes Jahr lang in Oberschwaben herumgetrieben hatte und daß diese Zeit eine wichtige Epoche seines Lebens und seiner Entwicklung war.

Wahrscheinlich machte Eduard Mörike schon 1824 als Tübinger Stifter einen Besuch in Scheer, wo sein Bruder Karl Fürstl. Thurn-und-Taxis'scher Amtmann war. Die Intensität der Beziehungen Eduard Mörikes zu seinen sechs Geschwistern — er selbst war das dritte Kind — wechselte im Lauf der Zeit; einige Jahre stand ihm Karl am nächsten. Da wir es in erster Linie ihm verdanken, daß Eduard Mörike in unsere Gegend kam, müssen wir uns zunächst auch mit ihm beschäftigen. In einem unveröffentlichten Brief vom 4. Mai 1828 schildert der Dichter den beamteten Bruder so: „Wir sind füreinander gegossen und gemünzt . . . dieser Th. u. T. Amtmann in Scheer hat, wenn er will, etwas unbeschreibliches an sich, das man lieben muß unwiderstehlich.“

Beide Brüder fanden sich auch in künstlerischen Interessen. Der genialische, linksradikale, ganz und gar nicht beamtenhafte Karl, mit dem es denn auch ein schlimmes Ende nahm, war musikalisch hochbegabt. Zu des Dichters größten Jugenderlebnissen gehörten die Aufführungen von Mozart-Opern im Stuttgarter-Hoftheater, zu denen ihn der ältere Bruder mitnahm. Karl komponierte selber; u. a. vertonte er einen von Eduard „in einer Kneipe eines Dorfes zwischen Nürtingen und Tübingen“ gefundenen lateinischen Kirchenvers, der in den Roman „Maler Nolten“ aufgenommen wurde; dessen Erstausgabe enthielt eine Musikbeilage mit Kompositionen von Karl und einem Freund Louis Hetsch.

Karl Mörike schrieb das erwähnte Lied auf dem Hohenasperg. Was hatte er verbrochen, daß er auf den höchsten Berg Württembergs kam? Im Februar 1831, nach den Unruhen im Gefolge der Juli-Revolution, war er wegen revolutionärer Umtriebe von seinem Amt suspendiert und am 13. Juni in Biberach „wegen mittelst Anheftung von Plakaten und Verbreitung anonymer Schriebe, sowie mittelst falscher Berichts-Erstattung verübter grober Täu-

schung der Staats-Regierung zur Entsetzung von seinem Amte und zu einjähriger Festungsstrafe verurteilt“ worden. Mitverwickelt war u. a. auch ein Oberamtsrichter v. Rom — Radikale im öffentlichen Dienst sind, wie man sieht, nicht erst eine Erscheinung unseres Jahrzehnts. Karl wurde völlig aus der Bahn geworfen. Er gab seine politischen Umtriebe nicht auf und glitt als Querulant und Radikalinski ohne Gefolgschaft und politische Aussichten mehr und mehr ins Kriminelle ab. 1834 löste Eduard Mörike die Beziehungen zu ihm, übrigens auch zu seinem jüngeren Bruder Adolf, der sich in ständiger Geldverlegenheit befand. 1837 wurde Karl Mörike „wegen fortgesetzten Erpresserversuchs, wegen fortgesetzter schwerer teils verleumderischer teils unerwiesener injuriöser Bezüchte und Schmähung gegen mehrere Staatsbeamte mit Rücksicht auf eine wegen ähnlicher Vergehen früher erstandene Strafe“ erneut zu einer sechsmonatigen Festungshaft verurteilt. Die Lebensspur des Mannes verliert sich später im Dunkeln. — Nicht ein Wort über Politik, die zweifellos auch Gesprächsgegenstand der Brüder war, findet sich übrigens in den Briefen des Dichters.

Kehren wir wieder in die glücklicheren Zeiten zurück. Von Ende Februar 1828 an verbrachte Eduard Mörike mehrere Monate in Scheer. Zwei Jahre zuvor hatte er seine Studien im Tübinger Stift abgeschlossen und war zum Vikariat zugelassen worden, hatte aber bald „das theologische Bratenwenden“ gründlich satt und seiner Gesundheit wegen einen mehrmonatigen Urlaub genommen, der wiederholt verlängert wurde, vom Dichter als „temporäre Dispensation von aller Vikariatsknechtschaft“ empfunden. Er fühlte sich offensichtlich so frei, daß er vergaß, rechtzeitig die Verlängerung zu beantragen; am 6. April 1828 reichte er ein verspätetes Gesuch mit der lahmen Entschuldigung ein, der Arzt sei zufällig entfernt gewesen und habe das Attest nicht ausgeschrieben.

Während seines Oberschwabenaufenthalts laborierte der Dichter besonders heftig an einem Problem, das ihm sein Leben lang Schwierigkeiten machen wird: der Unlust zum Pfarramt, den Skrupeln und Zweifeln, ob er zum Seelsorger berufen sei, der Sehnsucht nach einer freien Künstlerexistenz. Er führte von Scheer aus einen lebhaften Briefwechsel und suchte eine seinen Neigungen entsprechende Stellung als Verlagslektor oder Redakteur. Seinem Freund Mährlein schüttete er am 15. April 1828

sein Herz aus: „Ich gebe Dir Vollmacht, alle und jede Unterhaltung in meinem Namen und für mich mit Cotta oder dem Teufel selber einzuleiten. Ich bin dabei, wenn Du auch bist. Und man mag mir sagen, was man will: so gewiß ich noch meinen Kopf auf der Schulter trage und Du den Deinigen, so gewiß landen wir noch auf einem grünen Eiland an. Schaffe nur einen Ausweg vor dem Konsistorium und seiner Stickluft, so will ich mich regen und umtun und Tinte aus allen Poren spritzen.“ Die Pläne, beim Cotta-Verlag einzutreten, zerschlugen sich. Wieder aus einem (unveröffentlichten) Brief an Mährlein vom 30. April: „Ich will Dir das liebliche Resultat nur gleich mit drei Worten sagen: der Cotta nimmt mich nicht an . . . Ich bin auf dem Äußersten und habe fast Lust, im Meer das Schwimmen zu probieren und allen Häfen den Hintern bieten . . . Aber einige Melodien muß ich doch noch auf festem Land machen und wärs auch nur in Scheer.“

Mörikes Mutter, die Tochter, Schwester, Schwägerin von ehrbaren Pfarrern, war natürlich voll Sorge um die bürgerliche Existenz ihres Sohnes, der Examen hatte und immer noch nicht eine ordentliche Laufbahn einschlagen wollte. Das unsolide Schriftsteller- und Journalistendasein, das ihr geistlicher Sohn anstrebte, konnte ihr nicht geheuer sein. Mörike beruhigte sie immer wieder. Inzwischen ließ er sich's im Oberland wohl sein. „In Buchau gefällt's mir noch immerzu wohl, ich gehe nicht ganz gerne nach Stuttgart“, schreibt er z. B., und man kann's ihm heute noch nicht verdenken. Er lag seinen Verwandten auf der Tasche, erging sich keineswegs nur in seinem Traumland Orplid und wies den Gedanken an bürgerlichen Broterwerb weit von sich. „Ich bin im Grund noch, was ich von jeher gewesen, nämlich ein guter hoffnungsvoller Jüngling, ein Kerl, der seine Pfeif Tabak eben überall lieber raucht, als auf dem Vikariat — Kurzum, ich bin derzeit auf allen Flanken von Oberschwaben herum“, schreibt er an seinen Freund Kauffmann.

Mörike hatte seine schon geschilderten beruflichen Probleme; aber dicht dabei lagen Jugendmut und -übermut, Weltoffenheit und Lust am Leben, die als Grundton aus seinen Briefen klingen; es ist ein Lebensgefühl, das damals in „Fußreise“ Gestalt gewann. Welcher Gegensatz zwischen diesem freudigen Gotteslob und dem resignierten Sich-Fügen im „Gebet“ von 1846! Wenn man die frischfröhlichen und burschikosen Briefe der oberschwäbischen Zeit liest, scheint Mörike weit entfernt zu sein von Scheu und Überempfindlichkeit, die er früher, 1824, seinem Freund Wäiblinger einmal schilderte, und es ist kaum zu glauben, daß dieser junge Mann, der sich in Scheer rote Pluderhosen machen ließ, um gegen das geistliche Schwarz zu protestieren, einmal schreiben wird (an Geibel): „Wenn Sie wüßten,

welchen Entschluß es mich schon kostet, einer Gesellschaft zuliebe in einen anderen Rock zu schlüpfen!“

Es war eine belebende und für den Dichter fruchtbare Zeit. Einige seiner schönsten Gedichte entstanden oder gewannen ihre endgültige Gestalt, der „Maler Nolten“, Mörikes großer Künstler- und Bildungsroman, formte sich in seinem Geist; von ihm ist in den Briefen dieser Zeit viel die Rede. Zwei handschriftliche Gedichthefte sind erhalten, die Mörike damals zusammenstellte und weiblichen Verwandten widmete: Die „Neuen weltlichen Lieder“ für seine Base Adelheid Mörike in Buchau, datiert vom 19. Juni 1828, und das „Grüne Heft“ für Dorchon Mörike, die Frau seines Bruders Karl.

Die „Neuen weltlichen Lieder“ sind, laut Titelblatt, „just nicht fürs Clavier, aber zum geringen Beweis, daß die Stadt Buchau keinen unpoetischen Himmel habe, wurden nämlich sämtlich gedichtet im dortigen Park so wie im Badgarten, nunmehr dankbarlichst gewidmet der hochgeschätzten lieben Frauen Adelheid (geb. Mögling) von ihrem Vetter, dem dormalen vagierenden, bei Grazien und Mussen vicarierenden Vicar Eduard Mörike.“

Perlen der Lyrik finden sich in diesen kleinen Sammlungen, z. T. in frühen Fassungen, z. B. „Septembertag“, „Um Mitternacht“, „In der Frühe“ und die „Peregrina“-Gedichte, auch „Erstes Liebeslied eines Mädchens“, das Mörike ein paar Wochen später einem Freund zur Hochzeit schenkte, offensichtlich in der Meinung, daß geistige Güter sich nicht vermindern, wenn man sie zweimal verschenkt. „Im Frühling“ entstand in Scheer, ebenso „Elfenlied“, „Das verlassene Mägdlein“ und der Zyklus „Schiffer- und Nixenmärchen“; die Donau tritt darin personifiziert als Frau Done auf; dem Unterländer ist diese Form des Flußnamens nicht geläufig — der einzige feststellbare Oberschwäbische Dialekteinschlag in Mörikes Dichtung. Die metaphysisch überhauchten Badefreuden, die Mörike damals in dem Gedicht „Mein Fluß“ besang, können wir in die noch unverschmutzte Donau bei Scheer verlegen.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Ausflug in die Werkgeschichte wieder des Dichters urkundlich gesicherten Lebensumständen zu. Mörike bandelte mit der Tochter des Lehrers in Scheer an: Josephine nennt er sie. Ein unschuldig herzliches Verhältnis zu seinem Bäschen Klärchen Neuffer, seiner „Kinderbraut“, und ein sehr problematisches zu einer gewissen Maria Meyer waren vorausgegangen. Letztere, die Peregrina von Mörikes schönsten, geheimnisvollen und vielinterpretierten Liebesgedichten, habe ihn ein Jahr Verwirrung gekostet, schreibt Mörike später, bis sie aufhörte in sein Leben „einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt.“ Ganz unkompliziert war das mit

Josephine! Der protestantische Vikar nimmt — zumindest in Gedanken — keinen Anstand, beim Hochamt auf die Empore zu klettern und zu pousieren, wie er selbst im Gedicht „Josephine“ bekennt; es ist in den schon erwähnten „Neuen weltlichen Liedern“ mit der pompös-ironischen Widmung an Base Adelheid überliefert. Der eigenhändigen Versicherung des Dichters „diese Stücke gehören . . . sämtlich in den Zusammenhang einer Novelle und ist also nichts persönliches darin zu suchen“, ist nicht zu trauen; sie klingt einer Buchauer Honoratiorenfrau gegenüber zu beflissen und gilt für die „Peregrina“-Gedichte, die auch in diesem Heft enthalten sind, sicher nicht. „Nimmer-satte Liebe“ und „Begegnung“ gehen wohl eher auf das Konto poetischer Freiheit als auf das der Lehrerstochter aus Scheer.

Anfang Juni 1828 übersiedelte der Dichter zu seinem Vetter Heinrich Mörike, Fürstl. Amtmann in Buchau. Daß der vagierende Vikar und Dichter sich dort ähnlich skandalschwanger aufführte, ist mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Mörike schreibt jedenfalls an seinen vertrautesten Freund, daß es ihm in Buchau wohl gefalle, wie bereits erwähnt, und er fährt dann lateinisch fort: „In rebus amatoriis hic multum, at nequaquam periclitando, profeci.“ Das heißt ganz wörtlich übersetzt: „In Liebesangelegenheiten habe ich hier viel zustande gebracht, und zwar ohne das Geringste zu riskieren.“ Wer will kann in dieser zwinkernden Andeutung eines 25jährigen Junggesellen gegenüber seinem notorisch lebemännischen Intimus einen Abgrund von Unmoral sehen und fragen, wo sonst noch und wie, außer bei Grazien und Musen, dieser vagierende Vikar vikariert, d. h. in Stellvertretung des Pfründeninhabers agiert habe. Die Wissenschaft ist weder imstande noch willens, die Sache weiter auszuleuchten. Konstruieren wir auch keinen Zusammenhang mit der Tatsache, daß schon im Juli ein Onkel Obertribunalprokurator, ein hoher Gerichtsbeamter, den Dichter mit auf Reisen nahm. „In München möcht ich halt leben,“ hören wir ihn von dorther brieflich seufzen.

Wir haben von Mörikes eifrigen Bemühungen gesprochen, der „Kirchenfron“ zu entrinnen. Er schaffte es schließlich im Oktober 1828, als Redakteur einer Dramenzeitschrift angestellt zu werden. Aber das journalistische Stroh droch sich nicht leichter als das theologische. Schon Anfang Dezember schreibt er an seinen Freund Ludwig Bauer:

„Ich sah — oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den Eduard Mörike besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungen-schreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je von Predigtmachen . . .; die erste Wurst aber, so ich von dem Geld (einem Vorschuß) aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh vierzehn Tage vergin-

gen, hatt ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe und so fort.“

Und kurz darauf, am 20. Dezember 1828, hören wir: „Wie Schuppen fiels mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist!) sicherer und lustiger verfolgen kann, als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist.“ Mörike verließ mit Jahresende die Redaktion. Im Januar 1829 war er wieder in unserer Gegend, zunächst in Scheer. Dann kehrte er in den Kirchendienst zurück: vom Februar bis Mai 1829 wirkte er als Pfarrverweser in Pflummern und Zwiefalten, damals Filiale von Pflummern. Hier glaubt er sein idyllisches Plätzchen gefunden zu haben.

Die Nähe zu Bruder Karl in Scheer ist ihm ein Trost. Er denkt daran, sich für längere Zeit einzurichten und sich als ständiger Pfarrer zu bewerben. Am 10. Februar 1829 läßt er mit einem unveröffentlichten Brief seine Mutter ein, zu ihm zu ziehen, „ein kleines Vorspiel zu unserer künftigen gemeinsamen Lebensweise (zu) machen.“ Die Idylle mit bravem Sohn und Pfarrmutter und noch unversorgter Schwester, die beim Bruder geduldig auf einen Vikar wartet, der sie heimführt, muß schon früher besprochen worden sein. Mörike fürchtet sich auch vor der Einsamkeit, unter der er bald litt, wie aus seinen Briefen herauszuhören ist; ungeduldig wartet er auf Post, bittelt um Besuche von Freunden, Büchersendungen begrüßt er geradezu ekstatisch, Gelegenheit zur Abwechslung jeder Art nimmt er begeistert wahr, beinahe pflichtvergessen, mindestens unter Mißachtung des für einen Pfarrer Ziemlichen.

Kurz vor seinem Amtsantritt in Pflummern trat der geistliche Herr als Komödiant öffentlich auf. Bei der Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“, durch eine Wandertruppe, spielte er den Hofmarschall von Kalb und gefiel besser als die Profis. So geschehen in Mengen am 4. Februar 1829. Der Lebensstil des Pfarrverwesers in Pflummern ist bohémienhaft und läßt amtliche Würde ziemlich vermissen. Schnoddrige Bemerkungen in Briefen, z. B. in einem unveröffentlichten an Mährlen: „Gott gebe seinen Segen und Du Deinen Senf dazu, so wirds wohl werden“, klingen auch heute noch aus geistlichem Munde befremdlich. Die Taten sind nicht weniger unkonventionell. Obwohl Mörike noch eine Predigt für den kommenden Feiertag vorzubereiten hat, macht er mit Bruder Karl eine Maitour. „Es reichte für den Abend noch bis Zwiefalten, wo wir auf der Post ein lustiges Nachtquartier aufschlugen. Als der Amtmann gegen ein halb elf Uhr anfang irre zu reden, dachte ich: Ei, so schlaf und schnarche Du, daß der Schlot wackelt!

Ich will für Dich beten und auf eine Disposition denken. Da zeigte mir der Satan einen Band des Briefwechsels auf dem Tisch!“

Es handelte sich um den eben erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Mörike liest sich fest.

„Zuletzt geriet meine Phantasie auf ganz fremde Abwege; ich durchlief die benachbarten Zellen des Irrenhauses und wühlte in der nächtlichen Fratzenwelt ihrer Träume; auf die schöne Tagesklarheit Deines Büchleins grinsten tausend Narrengesichter, die mit ihren tiefpfiffigen Augen mich fast überredeten, die Philosophen liegen in einem entsetzlichen Irrtum, und nur sie, die Narren, wären hinter der Gardine des göttlichen Verstandes gekommen, wo man sehe und fast platze vor Lachen. Ich hatte viel zu tun, um den Demonstrationen des herrlichen Zirkels zu entinnen.“

Keinen Strich tut er für die Predigt. Wie diese nach solcher Vorbereitung gelang, deutet Mörike selbst an: „Man kam noch zur rechten Zeit hier an, und ich trieb meinen Reif auf der Kanzel glücklicher als jemals über den Steg, so schmal er zuweilen auch war.“

Mörikes berühmtes Frühlingsgedicht „Er ist“ entstand in Pflummern am 9. März 1829. Aber das Wohlbehagen dauerte nicht lange; Freund Ludwig Bauer behielt recht: „Pflummern, der Name tut infam weh“, hatte er geschrieben. Schon im März 1829 hören wir von Mörike die alten Klagen:

„Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.“ (An Mährlen)

Die oft geschilderte glückliche Idylle in Clever-sulzbach, wo Mörike einige Jahre später seine erste ordentliche Pfarrstelle antrat, erscheint, wenn man sie im Zusammenhang mit seiner Entwicklung sieht, etwas forciert, krampfhaft, gewollt angesichts der Zweifel und Resignation, mit denen er sich in sein Los schickt:

„Ich für meine Person weiß nichts, als bei der Kirche bleiben, und zwar hab ich endlich so viel wenigstens über mich gewonnen, daß Hoffnung ist, nach einem vernünftigen Schema meiner künftigen oeconomia interior dem gänzlichen Bankerott noch vorzubeugen.“ (An Mährlen am 7. Mai 1829.)

Im Mai 1829 wurde Mörike nach Plattenhardt auf der Filder versetzt. Der Abschied von Pflummern scheint ihm nicht allzu schwer gefallen zu sein. Einer der letzten (unveröffentlichten) Briefe aus Pflummern vom 7. Mai 1829 klingt recht aufgeräumt: „In der That, unser Kirchlein ist niedergerissen und man baut ein neues, was mir viel Unterhaltung macht. Ich stolziere mit der Pfeife auf

den Gräbern herum und mache eine verfluchte Amtsmiene gegen die Handwerker. Der Thurm und seine nächste Mauer steht noch vom Alten und der Kanzeldeckel hängt ganz fidel.“

In Plattenhardt brachte die hübsche und liebe, in ihrem geistigen Horizont etwas beengte Tochter des Amtsvorgängers, Luise Rau, unsern Dichter auf andere Gedanken. Er verlobte sich und schrieb Brautbriefe, die zum Schönsten der deutschen Briefliteratur gehören. Verlobung scheint zwar der erste Schritt zum Lebensglück zu sein, ist aber tatsächlich häufig nicht der endgültige — so hier. 1833, nach 4 Jahren, wurde das Verhältnis wieder gelöst. Damals heiratete man von Familie zu Familie; die Ehe war vor allem für junge Damen aus besseren Kreisen ein Versorgungsinstitut. Der unbürgerliche Dichterling, mit dessen beruflicher Karriere es nicht vorangehen wollte, wurde von der Sippe der Braut schließlich nicht akzeptiert. So klein der Magen des Pfarrerstöchters auch gewesen sein mag, er mußte doch zuverlässig gefüllt werden, und ohne Pfarrstelle war dies nicht garantiert. Die Verlobungszeit dauerte schon kompromittierend lange, der Skandal um Bruder Karl kam hinzu. Durch diese Familienkatastrophe verlor der Dichter sein Gastheimrecht in unserer Gegend. Er unternahm im Juli 1831 eine Reise mit dem Onkel Oberprokurator über Geislingen und Ulm nach Obermarchtal, besuchte noch ein-zweimal den Bodensee — sonst brechen die Beziehungen zu unserer Landschaft ab.

Das oberschwäbische Zwischenspiel in Mörikes Leben wird in der wissenschaftlichen Literatur nur eben flüchtig erwähnt; und doch war diese Zeit für Mörikes Entwicklung wichtig. Er mußte uns nach dem Urteil Hans Egon Holthusens als einer der größten Dichter deutscher Zunge erscheinen, wenn wir von ihm nichts weiter besäßen, als die Hervorbringungen der Jahre, die Mörike zum Teil in unserer Gegend verbrachte. Diese Lebensspanne war allerdings auch krisenhaft, einmal für den Menschen, der um die Entscheidung über seine bürgerliche und berufliche Existenz zu ringen hatte, zum andern für den Dichter, der sich über seine Begabung klar wurde. Neben dem „Maler Nolten“ wälzt er große dramatische Pläne, tastende Versuche von geringem dichterischem Rang. Das Experiment mit dem Journalismus verhalf Mörike u. a. auch zur Erkenntnis seiner eigenen Art. „Das, was ungefähr von Poesie in mir steckt“, schreibt er am 9. Dezember 1828 an Ludwig Bauer, „kann ich nicht so tagelöhnermäßig zum Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich so zu einer Arbeit hinsetze, auch schlechterdings nicht imstande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freien, unbefangenen Zug der Begeisterung zu bekommen, wie es doch sonst bei mir ist oder war, wenn ich für mich oder gleichsam für gar niemand etwas unternahm. Gleich verklei-

nert und schwächt sich alles, was eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an, wo ich fühle, daß ich's für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet.“

Das Charakteristische der Lyrik Mörikes tritt in seinen frühen Gedichten schon voll entfaltet zutage. David Friedrich Strauß beschrieb die dichterische Fähigkeit des Freundes so: „Mörike nimmt nur eine Handvoll Erde, drückt sie ein wenig, und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.“ So leicht, so spielend war indes Mörikes Produktivität nicht. Die glückliche Stunde, die Stimmung des Augenblicks, eines inneren oder äußeren und in der Seele reflektierten Erlebnisses, das ist eine Gruppe von schöpferischen Impulsen, die für den Lyriker Mörike wichtig waren. Etwas anderes aber hat ebenso großen Anteil an der Vollkommenheit dichterischer Gebilde, die Mörike gelungen sind, soweit man das Geheimnis des künstlerischen Schaffensprozesses überhaupt entschleiern kann: Mörikes Kunstverständnis, sein Formbewußtsein und untrüglicher Sinn für das Treffende, Angemessene. Dies zeigt sich in der Mannigfaltigkeit dichterischer Formen, die er in seinem eigenen ganz persönlichen Ton handhabt, von der einfachen Volksliedstrophe bis zu strenger Sonettform und antiken Versmaßen. Von diesem Kunstverständnis zeugen auch die häufigen Überarbeitungen von Gedichten, oft nur ein ausgetauschtes Wort, eine kleine Umstellung der Wortfolge.

Vor allem aber liegt das Wesen von Mörikes Dichtertum, wie es Albrecht Goes treffend beschreibt, in einer doppelten Lebendigkeit: mit offenen Sinnen die Welt aufzunehmen und gleichzeitig, gleichsam mit angehaltenem Atem, halbbewußt, nach innen zu lauschen, sich auf den Grund der Seele sinken zu lassen. Ein schönes Beispiel dafür ist Mörikes unveröffentlichter Brief vom 13. Mai 1828 an Mährlen aus Scheer:

„... Hier siz ich und schreib ich in dem besonnenen Garten des hiesigen (kath.) Pfarrers (eines lebhaften 70jährigen reinlichen Männchens). Die Laube, wo mein Tisch und Schreibzeug steht, läßt durchs junge Geisblatt die Sonne auf mein Papier spielen. Der Garten liegt etwas erhöht, über die niedrige Mauer weg, auf der man sich wie auf einem Gesimse setzen kann sieht man unmittelbar auf den Wiesenplan, auf welchem die Donau ihre Scheere bildet. Links, mild aufsteigende Hügel, rechts, ein weiter Bogen von Bergwald. Eine Wachtel schlägt in der jungen Saat. Hier hast du einen Vers, der erst diesen Morgen ausgeschlüpft ist.

Da lieg ich auf dem Frühlingshügel:

Die Wolke wird mein Flügel ...“

Als oberschwäbischer Dichter können und wollen wir Mörike nicht reklamieren; aber etwas von dieser Landschaft ist in Dichtungen eingegangen, die zum Schönsten gehören, was es in deutscher Sprache gibt.

Das Deckengemälde in der Maselheimer Kirche

Ein Werk Karl Caspars (1879 — 1956)

Von Ernst Schäll

Wenn sich in diesem Jahre der Geburtstag des Malers und Akademie-Professors Karl Caspar zum hundertsten Male jährt — er ist am 13. März 1879 in Friedrichshafen geboren — und dieses Ereignis durch zwei großartige Ausstellungen im Bodensee-Museum Friedrichshafen und im Museum Langenargen gefeiert wurde, so soll hier daran erinnert werden, daß zwei Kirchen unseres Kreises Biberach Werke dieses Künstlers besitzen. In Heudorf bei Mengen bemalte Caspar im Jahr 1905 die Chorbogenwand in Kaseinfarbentechnik. Das Bildthema war die „leidende, die triumphierende und die streitende Kirche“. In dieser Malerei ist der Einfluß von Pater Desiderius Lenz (1832—1928), dem Begründer der Beuroner Kunstschule klar erkennlich. Das zweite Werk ist das Deckengemälde in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Maselheim, welches sechs Jahre später entstanden ist.

Die Dorfkirche von Maselheim, schon vorher bekannt durch ihre großartigen Schnitzwerke der Gotik, wie der beiden Schutzheiligen auf dem Hochaltar, wohl aus der Zeynsler-Werkstatt und einer Beweinungsgruppe der Ulmer Schule sowie ihrer barocken Figuren aus der Werkstatt des Eucharius Hermann in Biberach und des Johannes Hops aus Mietingen, erfuhr durch das Deckengemälde eine zusätzliche Bereicherung.

Das 5,10 x 3,56 m große Ölbild auf Leinwand liegt in einem Stuckrahmen, dessen Ecken in konkaven Radien abgefaßt sind. Ein schmaler goldgefaßter Wulst ist an der Innenseite des Rahmens.

Das Bild zeigt die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus auf einer Anhöhe stehend. Sie reichen sich die Hände zum Abschied vor ihrem Märtyrertod, den sie erleiden sollen.

Die Legende sagt, daß beide im Jahre 64 oder 65 n. Chr., nachdem sie neun Monate lang in den mameritischen Kerkern gefangen waren, hingerichtet wurden. Petrus, der den Kreuzestod erleiden